

Klaus Wowereit • Franziska Richter (Hg.)

Ich wär' gern einer von uns

Geschichten übers
Ein- und Aufsteigen

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

978-3-8012-0409-9

Copyright © 2011 by

Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH

Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Lektorat: Christian Jerger, Dr. Angela Borgwardt

Umschlag: Öznur Akyüz

Umschlagfoto: Daniel Sprenger. Der Buchtitel basiert auf einer Arbeit des Street-Artists Bronco.

Layout: Petra Strauch

Druck und Verarbeitung: CPI, Ebner & Spiegel GmbH Ulm

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2011

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

■ INHALTSVERZEICHNIS

7_ Über dieses Buch

Franziska Richter

11_ Was soziale Diskriminierung bedeutet, habe ich am eigenen Leib erfahren«

Interview mit *Klaus Wowereit*
geführt von *Nicol Ljubić*

17_ Roald, Erik und Terence

Nicol Ljubić

25_ »Wer weiß, wo die Welt aufhört« Slaven – eine Ankunft in Deutschland

Robin Thiesmeyer

35_ Sonamonira

Tiyasha Hosne Ayub

Monika Radl

45_ Jahrelang verloren

Die Blutsbrüder im Wedding Mustafa und Aiman

Jens Jarisch

61_ »Manchmal möchte ich brüllen: Glotzt doch nicht so blöd!«

Nadine Zepp

Judka Strittmatter

69_ Eine bodenständige Romantikerin

Tina B.

Tanja Dückers

Arbeiten des Street Artists *Bronco*

83_ »Ein Bruch ist es nur für die anderen ...«

Der rote Faden oder viele Welten im Kopf der Evelin Rosenfeld

Peggy Mädler

93_ Ein Kind ihrer Zeit

Gabriele Lösekrug-Möller

Anton Landgraf

103_ Die Beobachterin

Meike Fechter

Waltraud Schwab

111_ Der Gasableser

Henning Schossig

Annett Gröschner

121_ Die Spur der Steine des Werner Rößler

Peggy Mädler

131_ »Ich bin schon ganz schön bisschen deutsch«

Mesut Özgür

Holger Siemann

141_ »So ist das Leben«

Frida Demidova und Olga Fuchs

Waltraud Schwab

149_ »Es gibt da jetzt so etwas Kaltes in unserer Gesellschaft«

Siegrid Nonnenbruch

Judka Strittmatter

157_ Biografische Angaben zu den Mitwirkenden dieses Bandes

163_ Herausgeberin und Herausgeber

■ **»WAS SOZIALE DISKRIMINIERUNG BEDEUTET,
HABE ICH AM EIGENEN LEIB ERFAHREN«**

INTERVIEW MIT KLAUS WOWEREIT

GEFÜHRT VON NICOL LJUBIĆ

Herr Wowereit, Sie sind Mitherausgeber dieses Buches, in dem Menschen unterschiedlichster Herkunft porträtiert werden. Ist das soziale Umfeld eines Menschen determinierend für seinen weiteren Lebensweg?

Viele Studien zeigen, dass es zumindest wieder verstärkt so zu sein scheint, dass die Schulabschlüsse vom sozialen Status abhängen. Die ersten Weichen werden dabei schon im Elternhaus gestellt: Wenn sich dort keiner kümmert, wenn weder die Zeit noch die kulturelle Offenheit da sind, wenn zu Hause nicht gelesen und wenn wenig gesprochen wird, dann hat das Auswirkungen auf den späteren Bildungsweg. Dabei kommt es bei Migrantenfamilien gar nicht darauf an, ob Eltern über gute Deutschkenntnisse verfügen. Viel wichtiger ist das Bewusstsein, dass es wichtig ist für ihr Kind, die Sprache zu beherrschen. Dann werden sie auch eine Möglichkeit finden, dem Kind zu helfen. Dieser Aufstiegswille ist ganz entscheidend, egal ob in Familien deutscher oder ausländischer Herkunft. Eltern müssen ihrem Kind mitgeben, dass es eine Chance hat, wenn es sich anstrengt.

Würden Sie sagen, dass die deutsche Gesellschaft sozial durchlässig ist?

Für viele ja, für viele aber eben auch nicht. Für mich ist der Integrationsbegriff deshalb auch eng mit Teilhabe an der Gesellschaft verknüpft. Man kann es auch Partizipation nennen. Dieser Ansatz bezieht sich dabei nicht nur auf eine nichtdeutsche Herkunft, sondern in erster Linie auf die soziale Herkunft. Der deutsche Arbeitslose, der nur Arbeitslosigkeit kennt, erlebt die Gesellschaft als ähnlich undurchlässig wie ein arbeitsloser Migrant oder eine arbeitslose Migrantin. Wer keine Arbeit hat, erlebt auch die Durchlässigkeit nicht. Aber der Aufstieg ist möglich, das zeigen viele Beispiele. Auf der einen Seite muss der Wille da sein und auf der anderen Seite muss die Gesellschaft diesen

Aufstieg wollen, Anreize schaffen und die Vielfalt der verschiedenen Herkünfte auch als Reichtum begreifen. Hier gibt es noch viel zu tun, um unsere Gesellschaft noch offener und toleranter zu gestalten.

Das heißt: Arbeit ist der Schlüssel zur Integration?

Arbeit und Bildung sind die elementaren Grundlagen. Es gibt nur wenige Menschen, die glücklich damit sind, nicht zu arbeiten und trotzdem ihr Selbstbewusstsein entwickeln. Arbeit ist nicht nur dazu da, um Geld zu verdienen, sondern auch um Anerkennung zu bekommen und um ganz persönlich etwas zu bewegen. Ein großer gesellschaftlicher Trend, der ansonsten eine Menge neue Probleme mit sich bringt, wird uns da helfen: Die demografische Entwicklung wird es in Zukunft im statistischen Durchschnitt leichter machen, eine Arbeit zu finden – weil der Markt mehr Nachfrage erzeugt, wenn es weniger jüngere Menschen und sehr viele Ältere gibt. Es wird bessere Arbeitschancen geben und dann kann es mit der Integration auch etwas einfacher werden.

Ihre Generation hatte noch die Sicherheit, dass der Lebensweg, sofern man einmal den Berufseinstieg geschafft hatte, linear verlief.

Stimmt. Ein Studium garantierte noch einen Arbeitsplatz. Heute gibt es nur eine Garantie: dass es ohne Bildung eigentlich nicht mehr geht.

Ist Integration letztlich ein ständiger Kampf um Anerkennung?

Irgendwie schon, weil selbst dort, wo Integration gelungen ist, Wunden und Narben geblieben sind. Es ist nicht so, dass der Prozess spurlos an den Menschen vorbeigeht. Nicht wenige haben irgendwann Diskriminierung erfahren und sich trotzdem durchgesetzt. Der Wunsch nach Anerkennung ist ganz wesentlich. Das merkt man übrigens auch immer wieder an symbolischen Gesten – sei es ein Empfang bei der Bundeskanzlerin oder im Rathaus. Solche Einladungen bekommen eine große Bedeutung. Und nicht nur für Migrantinnen und Migranten.

Was verbinden Sie mit sozialem Aufstieg?

Umfassende gesellschaftliche Teilhabe – wirtschaftlich, kulturell und politisch. Dazu gehört vorrangig, dass man die Chancen auf einen bes-

seren Job mit besseren Verdienstmöglichkeiten hat und sich dank der Teilhabe an Bildung eine breite kulturelle Öffnung ergibt. Wenn man aber keine Arbeit hat, ist das unheimlich schwer.

Das Buch heißt: „Ich wär’ gern einer von uns“ – was verbinden Sie damit?

Die Portraits schildern eindrucksvoll, dass es nicht immer für alle einfach ist, dazuzugehören. Viele Menschen müssen tagtäglich um ihren Platz in der Gesellschaft kämpfen. Da gibt es ganz unterschiedliche Schicksale und Ursachen. Die Aufgabe von Politik ist es, Rahmenbedingungen und Angebote zu schaffen, um dies zu erleichtern. Das gelingt oft, aber leider nicht immer. Deshalb ist es ja auch so wichtig, dass wir ein funktionierendes Sozialsystem haben und erhalten, durch das individuelle Lebensrisiken so gut wie möglich abgesichert werden. Daran gibt es auch immer Kritik. Den einen geht es zu weit, den anderen nicht weit genug. Das wird auch in einigen Portraits deutlich. Unstrittig ist, dass vorhandene Angebote auch angenommen werden müssen. Klar ist aber auch, dass unser Grundprinzip, dass sich diejenigen, die ihren Platz in der Gesellschaft gefunden haben, solidarisch zeigen und damit auch diejenigen, für die es aus welchen Gründen auch immer schwerer ist, unterstützen – dieses Grundprinzip ist eine ganz große Errungenschaft. Das hält unsere Gesellschaft zusammen. Uns allen muss immer klar sein, dass jede und jeder ganz schnell zu einer Minderheit gehören kann. Es ist gut zu wissen, wenn man sich dann auf eine solidarische Mehrheit verlassen kann.

Kennen Sie persönlich das Gefühl, dazugehören zu wollen?

Ich habe mich nie als Außenseiter empfunden.

Und Ihr Coming-out? War das nicht der Versuch, »einer von uns zu werden«?

Nein. Dass ich homosexuell bin, habe ich nie an die große Glocke gehängt, aber jeder, der es wissen wollte, hat es erfahren. Als ich dann für das Amt des Regierenden Bürgermeisters kandidierte, wollte ich vermeiden, dass es ein Thema im Wahlkampf werden könnte. Ich habe es zuerst in der Fraktion und im Landesvorstand hinter verschlossenen

Türen gesagt, damit jeder, der mich unterstützte, wusste, worauf er sich einließ. Es ging auch um eine Kampfeslust. Ich sagte mir: Damit kriegen die dich nicht! Ich habe gelernt, gegen Widerstände zu kämpfen und nicht aufzugeben.

Ist das eine Erfahrung aus Ihrer Kindheit?

Ich hatte meine Mutter als Vorbild. Sie hat immer gekämpft, sie hatte ihren Beruf, sie hat uns Kinder versorgt und den Garten gemacht, um einen Zuverdienst zu haben, indem sie Obst, Blumen und Gemüse verkaufte. Ich habe gelernt, dass man sich nicht hängen lassen darf.

Sie wuchsen als Kind einer alleinerziehenden Mutter auf ...

... Ja, was soziale Diskriminierung bedeutet, habe ich am eigenen Leib erfahren. Ich war dazu noch ein nichteheliches Kind, damals hieß das noch »uneheliches« Kind. Ich trug nicht mal denselben Nachnamen wie meine Mutter. Ich hasste die Momente in der Schule, wenn nach den Familienverhältnissen gefragt wurde. Das war alles andere als angenehm.

Würden Sie Ihre Herkunft als arm bezeichnen?

Armut ist ein relativer Begriff, ich habe als Kind nichts wirklich vermisst. Meine finanziell besser gestellten Schulkameraden sind damals auch nicht auf die Malediven gefahren, sondern zum Wandern nach Bayern. Und sie sind auch in selbst gestrickten Pullovern von Müttern herumgelaufen. Der Unterschied der Schichten war damals nicht so krass. Wir waren in der privilegierten Situation, ein eigenes Haus zu besitzen. Aber wenn du zum Kohlenhändler gehst und das Heizöl nicht gleich bezahlen kannst, sondern es anschreiben lassen musst und du jeden Monat hingehst, um hundert Mark abzustottern und die Verkäuferin dich jedes Mal fragt, ob du das denn auch kannst – dann sind das schon Erfahrungen, die dich treffen.

Ihre Mutter hat gekämpft, um die Familie durchzubringen und dafür, dass ihre Kinder es mal besser haben. Haben Sie Druck gespürt, einen sozialen Aufstieg zu schaffen?

Nein, das war kein Druck. Es war ein Impuls aus mir selbst heraus,

mein eigener Wille, es zu schaffen. Es wäre auch akzeptiert worden, wenn ich mich gegen Abitur und Studium entschieden hätte. Meine Mutter wollte einfach, dass ich beruflichen Erfolg habe und meinen Weg gehe und das hat dann auch ganz gut geklappt. Einstiege und Aufstiege sind in Deutschland möglich, wenn Politik und Gesellschaft mithelfen. Das war und ist für mich der entscheidende Grund, mich politisch zu engagieren.

■ **»WER WEISS, WO DIE WELT AUFHÖRT«**
SLAVEN – EINE ANKUNFT IN DEUTSCHLAND

ROBIN THIESMEYER

»Die Farbe war noch nicht auf den Wänden«, sagt Slaven. »Das war eher so gelb oder grün.« Heute ist in dem Gebäude ein Hostel für Schüler, es ist noch in öffentlicher Hand. Ein Schullandheim, nur in der Stadt eben. Wir melden uns am Rezeptionstresen an. »Früher saß hier die Heimleiterin oder jemand anderes, der kontrolliert hat.« Man lässt uns einfach hinein und wir dürfen uns umsehen. »Wir haben im ersten Stock gewohnt«, erzählt Slaven. »Der Süßigkeitenautomat war nicht da.« An manchen Zimmern sind noch alte Aufkleber mit Nummern und Quadratmeterzahl. Slaven, seine Mutter und die beiden Brüder, später seine kleine Schwester, bewohnten zwei Zimmer. Als sein Vater kam, tauschten sie eines der Zwölf-Quadratmeter-Zimmer gegen ein größeres. Der Flur hatte Linoleumboden, wie heute. »Hier haben immer Männer gesessen und Karten gespielt – um Geld.« Er zeigt in eine Ecke im Gang. »Da stand ein kleiner Tisch. Es war immer sehr laut hier, überall Kinder. Da waren alle da: Bosnier, Kroaten, Albaner, Zigeuner. Auch Serben, aber die haben das, glaube ich, nicht gesagt. Die wurden diskriminiert.« Es gab eine Küche, die sich alle teilten, und Waschräume, einen für Männer und einen für Frauen.

Slaven öffnet die Tür zu einem Aufenthaltsraum mit Teppich, bunten Sofas und einem Fernseher. »Ein bisschen so sah das damals auch aus. Hier stand auch ein Fernseher. Da konnte man Fußball schauen. Manchmal war das auch eine Moschee oder es gab Versammlungen. Später, als die Junkies und die Psychopathen da waren, schliefen hier auch Leute. Und wenn man danach auf dem Sofa gelegen hat, bekam man einen Ausschlag.« Slaven, der bei unseren vorherigen Gesprächen immer sehr ausgeglichen und freundlich wirkte, ist jetzt ein wenig ernster. Sein Blick schweift durch den Raum. Die Decke ist mit Styroporplatten verkleidet. »So war das auch in unseren Zimmern.« Slaven steigt auf einen Stuhl und drückt eine Platte nach oben aus der

Aufhängung. »Da haben wir unser Geld versteckt, Papiere und so.« Die Zimmer wurden kontrolliert. Häufig kam die Polizei, um Leute abzuschieben. »Am nächsten Morgen waren die in Sarajevo oder sonst wo.« Manche Flüchtlinge gingen auch nach Australien, Kanada oder anderswo. Hier waren sie nicht mehr geduldet. Slavens Familie ist trotzdem geblieben. Fast zehn Jahre.

Begonnen hatte es, als der Berg brannte. Slaven war zehn Jahre alt. »Vorher«, sagt er, »war alles normal« in dem Vorort von Konjic, einer Kleinstadt zwischen Mostar und Sarajevo. Die Fundamente der Steinbrücke über der Neretva sind noch römischen Ursprungs, die Moschee wurde im 17. Jahrhundert gebaut. Auch ein Franziskanerkloster und eine orthodoxe Kirche gibt es dort. Später wird der Ort wegen des Gefangenenlagers in der Nähe bekannt werden: Čelebići¹. Doch da ist Slaven schon nicht mehr da. Den Berg, erklärt er, habe die Armee gerodet, um sich besser orientieren zu können. Um die Orte im Tal bombardieren zu können.

»Aber als Kind«, sagt Slaven, »macht man sich nicht so viele Sorgen.« Auch nachdem der Wald auf dem Hügel abgebrannt und die Armee aus der Kaserne ausgerückt war, hätten er und sein bester Freund weiter gespielt. Jamal, ein Muslim. Sie wohnten in der gleichen Straße und trafen sich jeden Tag. Auch als die Serben aus ihrer Klasse über die Monate aus der ganzen Schule und dem Ort verschwanden. »Die gingen in die Städte und in die Berge, wo nur Serben waren. Die wussten, wann es losgeht«, sagt Slaven, »und haben sich formiert.«

Nur langsam begriffen die Kinder, dass etwas nicht stimmte. An einem Nachmittag nahm Jamal Slaven zur Seite. Er flüsterte. »Slaven, ich sag dir was: Mein Vater hat eine Waffe.« Slaven guckte ihn an. »Mein Vater hat auch eine Waffe.«

Slavens Vater war mit einer großen Papiertüte voller Mehl nach Hause gekommen, darin war die Kalaschnikow versteckt. Er hatte sie durch den ganzen Ort getragen. Die zerlegten Einzelteile waren sorgsam eingefettet und Slaven hatte helfen dürfen, sie zu reinigen. »Er hatte auch viele Patronen«, sagt Slaven. »Und später Handgranaten.« Bald hatte Slavens Vater auch eine Uniform, so eine, wie sie die Männer an den Barrikaden in den katholischen Dörfern trugen.

Aber monatelang passierte nichts. Bis zu dem Tag, als Rauch auf

dem verbrannten Berg zu sehen war. Nachts um drei mussten sie raus. »Pack deine Sachen, Slaven!«, sagte die Mutter. Er habe geweint und nicht weggewollt, erzählt er, als wir in einem kleinen Café am Westend in Charlottenburg sitzen. Draußen regnet es. Auf dem Tisch liegt ein Aufnahmegerät. Slaven erzählt so flüssig, dass ich kaum Fragen stellen muss. Er habe das als Kind eben nicht verstanden, warum er gehen musste.

Auf der Straße standen die Bewohner der Straße, die Väter der Familien mit Waffen. Insgesamt zwölf oder fünfzehn Menschen, Frauen mit Kindern, Slaven, seine Mutter, seine Brüder, wurden in den umgebauten Kleinbus des Nachbarn verladen. »Mein Großvater hat uns einen großen Schinken mitgegeben. Er und mein Vater sind bei den Männern geblieben. Meinen Freund Yamal habe ich nicht wiedergesehen.«

Der Kleinbus brauchte zwei Tage durch die Berge, vorbei an den Kontrollen der Milizen und durch dunkle Orte, in denen Bombenkrater rauchten, über die kroatische Grenze nach Split. Viele Autos und Busse waren unterwegs – alles Flüchtlinge. Es war noch Herbst, aber schon sehr kalt, und Schnee fiel.

Immer, wenn ich Slaven danach frage, wann und ob er Angst gehabt habe, antwortet er, er habe das nur wie ein Kind erlebt. Er habe sich nicht so viele Sorgen gemacht wie seine Mutter. Die habe sich sehr viele Sorgen gemacht. Slaven fährt sich mit der Hand über das kurze blonde Haar. »Ich bin auch krank geworden.«

Die Gruppe aus Konjic bekam zwei blaue Turnmatten in einer Basketballhalle zugeteilt. Vom Roten Kreuz bekamen sie pro Tag ein Brot, anderthalb Liter Tee aus Pulver und manchmal etwas Marmelade oder Butter. Dazu hatte die Familie den Schinken des Großvaters.

»Der Großvater wusste immer gut Bescheid.« Er und die Großmutter kamen etwas später nach Split. Gemeinsam zogen sie in eine Einzimmerwohnung, die einem Großonkel, dem Bruder des Großvaters, gehörte. »Mein Großvater hat den Zweiten Weltkrieg erlebt und war sehr stark«, sagt Slaven. Er und die ganze Familie arbeiteten manchmal für einen wohlhabenden Bauern auf den Feldern. »Dann bekamen wir ein paar Tomaten oder Kartoffeln.« Manchmal verkaufte Slaven Waren für ihn auf dem Markt. »Dafür habe ich weniger als zehn Cent bekommen – nicht einmal Kaugummi konnte ich davon kaufen. Einmal

hat er uns für einen Tag Arbeit nur eine Schüssel mit Schweineohren und Haut vom Schwein gegeben. Da hat mein Großvater ihm gesagt: Du bist kein Mensch. Wir kommen nicht wieder. Aber Gerechtigkeit kommt noch. Das erzähle ich später«, sagt Slaven. Wir sitzen immer noch in dem kleinen Café am Westend. »Das ist hundert Prozent.« Er trinkt einen weiteren Milchkaffee. Ich einen Cappuccino.

»Mein Großvater war sehr stark. Er hat nie geweint.« Nur als der Großonkel die Wohnung verkaufen wollte, wurde er sehr sauer. »Mein Opa hat gesagt: ›Das kannst du machen, aber ich rede nie wieder mit dir.« Sie mussten wieder in das Lager. Später habe er erfahren, dass sich der Großonkel von dem Geld ein Auto gekauft hat. »Das wurde ihm nach zwei Wochen geklaut.« Slaven lächelt ein wenig.

Bevor er und seine Familie nach Deutschland kamen, sind sie noch einmal nach Bosnien, in der Hoffnung, zurückkehren zu können. Die Kinder blieben aus Vorsicht im Heimatdorf der Mutter, als die Eltern nach Konjic zu ihrem Haus gingen. Der Konflikt mit den Serben hatte sich dort beruhigt. Aber in Mittelbosnien breitete sich bereits der Konflikt zwischen Muslimen und Katholiken aus – »von Dorf zu Dorf«, sagt Slaven. Man musste sehr vorsichtig sein.

Aus Vorsicht schiefen Slavens Eltern auch nicht im Schlafzimmer, sondern in der Küche. Als sie morgens aufwachten und ins Schlafzimmer gingen, lag das Zimmer voller Daunen. Im Fenster sah man den Durchschlag des Projektils, das genau in das nun zerfetzte Kissen getroffen hatte. »Da war klar, dass wir nicht wieder zurückkonnten. Mein Vater hat uns in den letzten Bus nach Split gesetzt und hinter uns ging alles zu. Es war der letzte Bus. Meinen Vater habe ich dann fünf oder sechs Jahre nicht gesehen.«

Nach ein paar Wochen in einem Flüchtlingslager in Split kamen Verwandte aus Deutschland und haben Slaven, seine Mutter und die zwei Brüder im Auto mitgenommen. Sie wohnten schon länger in Deutschland und hatten ein deutsches Nummernschild. »Ich habe überhaupt nicht gewusst, wo wir hinfahren.« Als sie aufbrechen, sieht Slaven seinen Großvater das einzige Mal weinen. »›Wer weiß, wo die Welt aufhört‹, hat er zu mir gesagt.«

Wo die Behörde war, bei der sich die Flüchtlinge anmelden mussten, um eine Duldung zu bekommen, weiß Slaven nicht mehr. Nur an das

Gedränge vor dem Eingang erinnert er sich gut. Man musste sich anstellen, um eine Nummer zu ziehen. Aber man kam nicht in das Gebäude rein. Als Jugendlicher oder als Frau wurde man einfach aus der Schlange herausgedrückt. Sie hätten abseits gestanden und gewartet, »aber das hat gar nichts gebracht«. Es hieß, wenn man hundert Mark zahle, dann zögen sie einem eine Nummer. Sie liehen sich das Geld von den Verwandten, doch eine Nummer bekamen sie nicht. »Da war meine Mutter verzweifelt und wollte wieder nach Hause.« Die Verwandten mussten sie überreden, zu bleiben und wieder zu der Behörde zu gehen.

Dort ist es eine Polizistin, die Slaven hereinwinkt. »Ich sage immer, auf den Menschen kommt es an.« Es habe immer welche gegeben, die geholfen haben. Einzelne, wie die Lehrerin in der Schule, die heute für Pro Asyl arbeitet, oder der Chef bei bbw, wo Slaven seine Ausbildung gemacht hat. »Diesen Leuten verdanke ich viel. Ansonsten habe ich gedacht, uns will keiner haben.«

Sie bekamen eine Duldung für sechs Monate und eine Wohnung in einem Flüchtlingsheim in Marzahn. »Da war es sehr dreckig und laut. Aber schon ganz gut – was die Verpflegung anging. Das war schon okay. Aber es war dunkel und windig. Es war wieder Winter, und ich wusste überhaupt nicht, wo ich war. Da gehe ich auf den Balkon und sehe Berlin, wie es leuchtet. Da habe ich angefangen zu weinen.«

Nach ein paar Wochen wurden die Bewohner des Hauses mit Bussen in das Asylantenheim in Steglitz gebracht. »Das Komische war, in Steglitz, da waren wir wieder alle zusammen – alle vom Balkan.« Jeden Tag kamen neue Flüchtlinge. »Aber ich konnte wieder zur Schule gehen.« Sprachunterricht in einer Sonderklasse.

Ungefähr tausend Leute, schätzt Slaven, haben in dem Haus gewohnt. Gegenüber führt eine Straßenbrücke über die Schienen und auf der anderen Seite beginnt ein Wohngebiet. »Die Leute sind nicht auf unsere Straßenseite gekommen. Es war viel Kriminalität im Heim. Ständig wurde etwas verkauft, gekauft, Schwarzarbeit. Es gab oft Schlägereien zwischen den Gruppen – wegen der Mentalität oder der Politik. Das ist so, als würde man Amerikaner und Taliban alle in ein Haus stecken.«

Als auch Slavens Vater Mitte der Neunzigerjahre nach Deutschland

kam, schien vieles wieder einigermaßen in Ordnung. Am Anfang war er sehr ruhig, aber auch sehr schreckhaft. Und sein Zustand verschlimmerte sich. »Es waren viele traumatisiert.«

Slaven und seine Brüder gingen zur Schule und seine Mutter brachte eine Tochter zur Welt. Die Duldung wurde verlängert, manchmal ein halbes Jahr, manchmal sechs Wochen, manchmal ein Jahr, in dem niemand in Slavens Familie die Stadt verlassen oder Verträge abschließen durfte. Kein Telefon. Keine Arbeit. Kein Führerschein. Keine Wohnung. »Die meisten Flüchtlinge haben schwarzgearbeitet oder geklaut«, sagt Slaven.

Nach dem Dayton-Abkommen² ging die Polizei im Heim aus und ein, um die Familien mitzunehmen, deren Duldung abgelaufen war. »Duldung. Über das Wort habe ich mir erst keine Gedanken gemacht. Als ich das übersetzt habe, habe ich verstanden, dass es heißt, dass wir keine Menschen sind. Duldung heißt, man wird geduldet. Wir dulden euch noch ein bisschen, ihr geht sowieso weg.«³

»Am Anfang war es gut: Wir haben Unterstützung bekommen und konnten uns auch normales Essen leisten.« Aber die drohende Abschiebung habe sein Vater nicht gut vertragen, erklärt Slaven. Er sei noch nervöser geworden und habe auch etwas angefangen zu trinken. »Das war noch kein Frieden in Bosnien«, sagt Slaven. »Wir hätten wieder in ein Flüchtlingslager gemusst. Darum durften wir dann nicht mehr gemeinsam zu Hause sein.« Sobald die Familie zusammen war, hätte man sie abschieben können. Die Heimleitung durchsuchte ihre Sachen. Und anstelle der Abgeschobenen oder Ausgewanderten wurden andere Leute einquartiert. »Da habe ich sehr viel Angst gekriegt.«

Einmal sei er aufgestanden und aus dem Zimmer gegangen und eine Spritze steckte im Boden vor der Tür. »Ich wusste gar nicht, was das ist. Zum Glück hat meine kleine Schwester die nicht genommen.« Nebenan wohnte ein drogenabhängiges Paar; auf dem Flur Geistesranke, die nackt durchs Heim liefen. Slaven gibt die Schuld für die Verschlechterungen der Heimleiterin: »Die wollte Profit machen. Das waren Junkies und Psychopathen. Die haben die gleiche Küche und das gleiche Badezimmer benutzt wie wir. Vorher waren da normale Leute, Familien, sogar ein Arzt aus Bosnien.« Danach wohnten dort Menschen, die ihre Scheiße durch die Toilette und in den Flur schmier-

ten. »Das waren viele. Auch die ganzen Penner, die man in der U-Bahn gesehen hat, die immer besoffen waren – die haben alle mit uns gewohnt.«

»Ich kann das verstehen«, sagt Slaven, als wir auf dem Parkplatz vor dem ehemaligen Asylantenheim stehen, »dass die Deutschen nichts mit dem Heim zu tun haben wollten. Ständig war Polizei da. Da gingen komische Leute ein und aus. Aber ich habe nicht verstanden, warum wir da leben mussten. Und gegenüber standen Wohnungen leer. Da hätten uns die Deutschen kennenlernen können – manchmal war ich sehr wütend.«

Über seine Wut verliert Slaven nicht viele Worte. Er sagt, da hätte er mit seinen Freunden Blödsinn gemacht, mal was kaputt gemacht. »Wir sind auch aggressiv aufgetreten, waren laut in der U-Bahn oder so. Wir haben gedacht, uns will eh keiner haben, da können wir auch Scheiße bauen.«

»Slaven, nur ich kann sehen, was du hast«, habe der Großvater gesagt, als er zu Besuch im Heim war. »Als ich dich verabschiedet habe, hattest du nur eine Tasche. Jetzt hast du einen Sessel, das ist schon viel. Dass du einen Fernseher hast, ist viel. Glaub mir, ich verstehe, was du geschafft hast und was du besitzt.«

Slaven hat seinen Hauptschulabschluss gemacht. Aber er durfte keine betriebliche Ausbildung machen. Erst als bbw eine überbetriebliche und schulische Ausbildung anbietet, können die Flüchtlinge etwas lernen. »Wir haben uns alle da angemeldet, alle meine Freunde, die auch aus Bosnien kamen. Fast alle, die ich heute kenne, haben da ihre Ausbildung gemacht. Ich war sehr motiviert. Ich wollte früher in Bosnien schon Tischler werden.«

2001 wurde die Duldung der Familie ausgesetzt.

Die Behörde ist geschlossen, als ich mit Slaven vor dem Hochhaus in der Amrumer Straße stehe. »Das war dahinter.« Er zeigt auf den Hof hinter dem Gittertor. »Die Container stehen noch da. Aber ich glaube, die werden nicht mehr benutzt.« Es kommen ja nicht mehr viele Flüchtlinge nach Deutschland.⁴

Slaven beschreibt das Innere der Container als einen großen Raum, in dem die Familien warteten, die einen Abschiebebescheid bekommen hatten. An den Warteraum grenzten mehrere kleine Kammern,

so groß wie Telefonzellen. Auf der anderen Seite der Zelle war ein verglaster Schalter. Nur der Beamte am Schalter konnte die Verriegelung der Zellentür bedienen. Wenn es summte, kam man wieder raus – wenn nicht, kam die Polizei, die immer bereitstand. Dann wurden Handschellen angelegt und man kam in einen der Polizeitransporter auf dem Hof. Wenn der Wagen voll war, ging es nach Pankow in den Abschiebeknast. »Manchmal habe ich diese Leute gehasst. Die kamen mir vor wie in einer Diktatur.«

Wenn sein Vater in einer der Zellen war, musste Slaven sich bereithalten, um loszurennen, falls sie ihn nicht wieder herausließen. Die Familie durfte nur zusammen abgeschoben werden. »Viele Leute haben versucht, den Bahndamm hoch auf die Brücke zu flüchten, aber das war zu steil.«

Mithilfe eines Anwalts bekam die Familie noch einmal eine Duldung für ein halbes Jahr. Slaven sollte seine Ausbildung sofort abbrechen. Er musste sechzig Euro Strafe zahlen. Er habe die Strafe bezahlt, aber keinem etwas davon gesagt. Auch seinem Meister nicht. Er sei einfach weiter zur Ausbildung gegangen und habe einen Gesellenbrief und die mittlere Reife gemacht.

Aber danach sah Slaven wieder nur zwei Möglichkeiten: Schwarzarbeit oder kriminell werden. »Ich habe auf dem Bau gearbeitet. Man kann nicht die ganze Zeit im Heim sitzen, auf die Abschiebung warten und nichts tun.«

Nach zehn Jahren bekam die Familie eine Aufenthaltsgenehmigung für zwei Jahre und Slaven eine Arbeitserlaubnis. »Da habe ich mich zum ersten Mal wieder wie ein Mensch gefühlt.« Das ist ein Satz, den Slaven öfter in diesem Zusammenhang gebraucht. Wie ein Mensch gefühlt. »Vorher waren wir wie Tiere. Immer verstecken, immer aufpassen, was wir sagen, was wir tun.« Jetzt durften sie eine Wohnung mieten, aus Berlin ausreisen und Geld verdienen.

Später hatte Slaven, nach eigener Aussage, großes Glück, als bei bbw eine Stelle frei wurde. Die ganze Familie habe gebetet, dass er sie bekommt.

Inzwischen arbeitet Slaven seit acht Jahren bei bbw als Maschinenwart. Es gefällt ihm sehr, mit den Jugendlichen zu arbeiten. Er geht in einer grauen Arbeitshose durch die Reihen der Werkbänke, Sägen und

Schleifmaschinen. Jugendliche feilen und sägen an Holzarbeiten. »Das ist das zweite Lehrjahr«, sagt Slaven. An einer Säge reißt es einem Jugendlichen mit einer schwarzen Hahnenfrisur ein Brett vom Sägeblatt und knallt gegen die Wand. Er und die umstehenden Schüler lachen. »Jetzt lacht er«, Slaven schaut streng, »aber er hat Glück gehabt ...«

Wir gehen in einen weiteren Werkraum. Hier sitzt ein blasser Junge, der ein bisschen zu groß für sein kindliches Gesicht zu sein scheint, und feilt an einer Verfugung. »Das sind alles benachteiligte Jugendliche«, sagt Slaven. »So nennt man das. Ausländer und Deutsche.« Wir holen unsere Jacken aus dem kleinen Büro, an dem sein Name steht. Gerade habe er seinen Ausbilderschein beantragt. »Das ist ein Teil der Meisterprüfung. Dann kann ich offiziell unterrichten.« Stolz hatte er mir die Abschlussarbeiten der Schüler gezeigt und ein Foto von seinem Abschlussjahrgang. »Wir waren die Ersten, die hier eine Ausbildung gemacht haben. Fast alles Flüchtlinge.«

Slaven bringt mich noch bis zur Pforte. »Ich finde, es war sehr schwer, wie man heute sagt, sich zu integrieren. Aber das in den Medien, das hat nichts damit zu tun, wie es wirklich ist.« So gesehen, habe er sich selbst integriert, und das versuche er auch den Jugendlichen beizubringen. »Ich wusste gar nicht, was Integration ist. Ich habe einfach gesehen, dass ich zur Schule gehe, dass ich eine Ausbildung mache. Aber ich durfte das nicht.«

In der Geschichte allerdings solle ich nicht seinen richtigen Namen nennen, sonst denke noch jemand, er wolle angeben oder so.

Aber noch wegen der Gerechtigkeit: »Erinnerst du dich an den reichen Mann, für den wir in Kroatien gearbeitet haben, der mit den Schweineohren? Mein Großvater hat ihn noch einmal besucht. Seine Kinder waren von ihm abgehauen und er war sehr krank. Seine Frau war auch schwer krank. Er konnte nur liegen und nicht mehr sprechen, nur röcheln. Mein Großvater hat sich an sein Bett gesetzt, seine Hand genommen und gesagt: »Es ist alles okay. Es ist alles okay.««

1 Čelebići, einer Gemeinde in der Region Konjic in Zentralbosnien, befand sich während des Bosnienkrieges ein Gefangenenlager. Das Lager, in dem kroatische und bosnische Kämpfer mehrere Hundert Serben gefangen hielten, existierte von Mai bis Dezember 1992. Laut UN-Bericht wurden in dieser Ein-

richtung Menschen getötet, gefoltert, sexuell missbraucht, geschlagen und allgemein grausam und unmenschlich behandelt.

2 Das Abkommen von Dayton beendete 1995 nach dreieinhalb Jahren den Krieg in Bosnien und Herzegowina. Der Vertrag wurde am 21. November 1995 in Dayton (Ohio) paraphiert und am 14. Dezember 1995 in Paris unterzeichnet.

3 Die Duldung ist nach der Definition des deutschen Aufenthaltsrechts eine »vorübergehende Aussetzung der Abschiebung« von ausreisepflichtigen Ausländern und stellt keinen Aufenthaltstitel dar. Die Duldung dient ausschließlich dazu, dem Ausländer zu bescheinigen, dass von einer Durchsetzung der bestehenden Ausreisepflicht für den genannten Zeitraum abgesehen wird. Mit der Duldung wird lediglich die rechtliche Situation eines Ausländers klar gestellt, dessen gesetzlich vollziehbare Ausreisepflicht derzeit nicht auf dem Wege der Verwaltungsvollstreckung durchgesetzt werden kann. Der Aufenthalt eines Ausländers wird mit der Duldung keineswegs legalisiert. Ein Duldungsinhaber hält sich somit widerrechtlich im Bundesgebiet auf. An eine Duldung können Auflagen geknüpft werden. Die Duldung erlischt mit der Ausreise des Ausländers.

4 Am 6. Dezember 1992 beschloss der Deutsche Bundestag eine Neuregelung des Asylrechtes. Durch die Änderung des Grundgesetzes und des Asylverfahrensgesetzes wurde das individuelle Grundrecht auf Asyl abgeschafft und die Möglichkeiten eingeschränkt, sich erfolgreich auf das Asylrecht zu berufen.